



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tag ebuch.

I.

Aus Wien.

Spiritus und Phlegma. — Die Wiener und die Ungarn. — Theater auf allen Ecken. — Der junge Abel. — Graf Sedlnizky und die Censur. — Bauernfeld befördert. — Betty Paoli. — Burgtheater. — Monalbeschi. — Otto Prechtler's Islandiar. — Caroline Pichler.

Correspondenzen aus großen Städten kann man eigentlich nur in den Wintermonaten schreiben; in der schönen Jahreszeit heißt es da wie im Faust: Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. Die Häuser, die Straßen, die Alltätlichkeit sind im Sommer wie im Winter überall dieselben; aber das, was den Geist, den Charakter einer großen Stadt macht: das Zusammenleben, das ist gestört; die Landhäuser, die Badereisen, die Touristenlust tragen die Elemente, die vereint eine bestimmte Farbe bilden, nach allen Gegenden der Welt, und der zurückbleibende Aschenhaufe ist nicht werth, daß man darin stöbert.

Wenn Sie diese Eingangsworte meines heutigen Briefes als eine Entschuldigung nehmen wollen dafür, daß ich Ihnen seit längerer Zeit nicht geschrieben, so bin ich es wohl zufrieden; nur Ihr Drängen und Ihr Durst nach Nachrichten bestimmt mich heute, die Feder zu ergreifen, die sonst wohl noch Wochen lang nicht in mein vertrocknetes Dintensfaß getaucht worden wäre. Das Hauptinteresse Wiens lebt jetzt in Presburg. Der ungarische Landtag ist für die Wiener, abgesehen von allen politischen Resultaten, ein Schauspiel von so eigenthümlichem Reiz, wie nur irgend ein Mantel- und Degenstück unseres Burgtheaters. Der Masse der Wiener und der Oesterreicher überhaupt, ohne alle politische Bildung, wie sie ist, ohne klaren Begriff von constitutionellem Leben, erscheint dieses Ungarn wie ein Stück Theaterwelt, wie eine Bühnendarstellung, die sie aus Parterre und Logen unter Beifallklatschen betrachtet, die ihre Phantasie anregt, ihre Neugier stachelt, von der sie aber vollständig durch die erhöhte Scene getrennt wird. Die Ungarn sind für die

meisten Wiener das, was die Schauspieler für sie sind: interessant, aber fremdartig; phantastisch, aber unpraktisch. „Was wird morgen aufgeführt? — Ach wie schön hat der Graf S. declamirt! — Und welch ein reiches Costüm! — Frau, morgen fahren wir auf dem Dampfschiff nach Presburg; man sagt, es wird eine schöne Vorstellung auf dem Landtag sein.“ — Das ist ungefähr der Sinn der Theilnahme unserer Staberl-Bürger an Ungarn. Inneres Interesse nimmt nur die jüngere Generation an dem politischen Gange in Ungarn. Den jungen österreichischen und böhmischen Adel zumal, der keinen Sammelplatz für seinen Ehrgeiz findet, gelüstet es, auch von sich reden zu machen und als Parteiführer pro und contra eine Rolle zu spielen, gleich den nachbarlichen Magnaten. So werden denn Stimmen genug laut, welche die alten ständischen Institutionen in allen Theilen der Monarchie zu beleben wünschen; die Regierung, die ein feines Ohr hat und das Volumen der verschiedenen Stimmen genau kennt, scheint — nach einzelnen laut gewordenen Aeußerungen zu schließen — sich einer Revision der ständischen Rechte nicht entgegenstellen zu wollen, und wenn die Symptome nicht trügen, so stehen wir an der Schwelle einer bessern Zeit, welche die heilsame Bewegung, die zum gesunden Leben eines Staatskörpers nöthig ist, nicht mehr erstickt.

Doch Sie wollen ja Neuigkeiten — positive Nachrichten und keine Vermuthungen. Daß Herr Graf Bednizky nicht mehr die Censur unserer Zeitschriften in Person besorgt, sondern einem jungen Beamten übertragen hat, der kürzlich erst in sein Bureau getreten, wird Ihnen vielleicht schon auf anderm Wege bekannt geworden sein. Diese Veränderung hat durchaus keine politische Ursache und noch weniger politische Folgen. Herr Graf Bednizky hat die Zeitungscensur, oder richtiger Zeitschriftencensur, mehr aus Liebhaberei als aus Nothwendigkeit, persönlich besorgt. In der That wunderten sich die Fremden, die nach Wien kamen, nicht wenig, daß der oberste Chef des österreichischen Polizeiwesens sich mit solchen Kapalien, wie unsere Zeitschriften sind, abgibt. Es ist begreiflich, daß in Staaten, wo der Journalismus bedeutende politische, sociale oder wissenschaftliche Richtungen vertritt, man jedes Wort ängstlich abwiegen zu müssen glaubt — aber, mein Gott, bei uns! „Bin ich der Mann, gegen den man Armeen zu Hilfe ruft?“ sagt Schelle in den Schleichhändlern. Sind wir armen Wiener Zeitschriften diejenigen, auf welche der oberste Polizeichef seine Mächte wenden muß? In der That passirten die meisten unserer Zeitschriften erst tief in der Nacht ihre letzte Censur. Ihre letzte! Denn vor dieser müssen alle Wiener Journale noch zwei andere passiren, um geläutert in die Wohnungen des seligen Publikums eingehen zu

können. Herr Graf Bedknizky, der von einer unermüdblichen Thätigkeit ist, hatte die Geduld, jede Nacht vor dem Schlafengehen ein Duzend Zeitschriften durchzusehen, in welchen über eine und dieselbe Theatervorstellung in zwölf verschiedenen Weisen referirt wurde und in welchen der gute Geschmack und der elegante Styl sehr seltene Gäste sind. Wir begreifen, daß nach einer solchen Lectüre der Schlaf nicht ausbleiben kann, wir begreifen aber auch, daß, wenn man durch eine Reihe von Jahren alle diese Theaterkritiken und humoristische Aufsätze, welche unsere Journalistik zieren, gelesen, gestrichen und verändert hat, man sich nach jüngern Schultern umsieht, die dieser Last besser gewachsen sind!!

Bauernfeld ist nach 16jährigem Harren endlich befördert worden, nämlich zur Cottodirection (!) mit 800 fl. Gehalt und 120 fl. Quartiergeld. Es ist dies doppelt erfreulich, einerseits in Bezug auf seine Person und die gute Rückwirkung, die eine sorgenfreiere Stellung auf seine Muse äußern dürfte, andererseits, weil sich die Regierung liberal genug bewies, um ihm die vor Kurzem erschienenen „*Pia desideria* eines österreichischen Schriftstellers,“ welche man ihm einstimmig zuschreibt, nicht zum Stein des Anstoßes zu machen. Ignaz Scitteles, der Polyhistor, starb in Folge von Selbstvernachlässigung und Selbstbehandlung. Ein Buch über Italien, das er im vorigen Jahre bereite, ist unter der Presse. Er hinterließ keine Kinder und seine Wittve ist die einzige Erbin seines hinterlassenen großen Vermögens. Betty Paoli, die interessante, liebenswürdige Dichterin, ist dieser Tage als Gesellschafterin der verwittweten Fürstin Schwarzenberg nach Böhmen gereist. Zwei Bände Novellen aus ihrer Feder sind unter der Presse. — Karl Beck war hier, ich bekam ihn jedoch nicht zu Gesichte. Er arbeitet an einem Trauerspiel; über den Stoff desselben ist er sehr mysteriös, wie man mir erzählte. Unser Burgtheater ist fortwährend in einem sterilen Zustand. Grillparzer und Bauernfeld scheinen sich ganz zurückgezogen zu haben; Holbein läßt das Publikum sowohl mit der Wahl alter Stücke, als mit dem Engagement neuer Schauspieler sehr unbefriedigt. Laube's sehr interessanter *Monaldeschi* hat viel Modificationen erleiden müssen, was wahrscheinlich die Hauptursache der vielen widersprechenden Urtheile geworden ist, da Mancher mehr darunter suchte, als er fand, und Andere wieder manches Symbolische darin entdecken wollen, an das der Dichter sicherlich gar nicht dachte. Von Otto Prechtler kam eine Oper im Burgtheater zur Aufführung; wahrlich eine andere Bezeichnung als Oper verdient dieses „dramatische Gedicht“ *Isfendiar* nicht. Das Stück ist, trotz der eingeflochtenen Lieder und Chaselen, trotz eines pomphaften Sie-

geseinzuges, trotz der oft eintretenden Musikbegleitung, der prachtvollen Ausstattung und der hübschen Verse, dennoch entschieden durchgefallen. — Unsere würdige Caroline Pichler ist seit einiger Zeit sehr bedenklich krank; die alte, aber noch immer liebenswürdige Dame hat längst die Siebenzig überschritten. Aus allen Classen und Kreisen werden tagtäglich Erkundigungen eingezogen, wie es mit der gefeierten Kranken steht, und ihr Haus ist von früh bis Abend mit Besuchern, die sich einschreiben, überfüllt. R....r.

II.

A u s B r ü s s e l.

Trotz der rheinischen Eisenbahn, die in zwei Monaten die belgische Grenze berühren und Brüssel und Cöln zu den Endpunkten einer Spazierfahrt von zwölf bis vierzehn Stunden machen wird, trotz der deutschen Professoren an den belgischen Universitäten, trotz der mannigfachen Bestrebungen mehrerer aufgeklärten Staatsmänner und Privaten, die in Schulen und beim Hausunterricht die Erlernung der deutschen Sprache der Jugend zur Pflicht machen, kann man sich doch nicht verhehlen: die Kenntniß Deutschlands, seiner Zustände und geistigen Bestrebungen geht in Belgien nur langsam vorwärts. Die sprachlichen Hindernisse, religiöse Vorurtheile gegen die „Allemagne protestante“ (da man gewöhnlich Preußen als den Repräsentanten Deutschlands betrachtet), politische Vorurtheile gegen die unfreien Institutionen der Bundesstaaten, deren Ruf im Auslande noch schlimmer ist, als sie wirklich sind, historische Abneigungen aus der Zeit, wo die Bezeichnung „les Prussiens“ der Popanz war, womit man die Kinder in allen französischen Departements schreckte, die dominirende Gewalt der französischen Literatur, Alles dieses zusammengenommen wird noch lange ein Hinderniß bieten, um die Sympathie der Mehrzahl in Belgien, ja auch nur ihre Theilnahme oder Neugier Deutschland zuzuwenden, von dem doch ein großer Theil der belgischen Zukunft, der belgischen Selbständigkeit und Handelsblüthe abhängt. Nur wenige Belgier haben Deutschland durchreist und noch geringere haben das Resultat ihrer Reise veröffentlicht und ihren Landsleuten die Aufschlüsse und Belehrungen gegeben, die ihnen so nöthig sind. Um so rühmwerther sind in dieser Beziehung die Bestrebungen des Barons von Reisenberg, eines belgischen Gelehrten, der bereits vor mehreren Jahren eine anziehende Schilderung einzelner deutschen Zustände und Persönlichkeiten (Souvenir d'un pèlerinage en l'honneur de

Schiller*) geliefert hat und so eben zwei neue Bände Reiseerinnerungen publizirte**), in welchen viel Material aufgespeichert ist. Herr von Reisenberg, der sich rühmt, von deutscher Abstammung zu sein, besitzt, obgleich er selbst nicht deutsch spricht, doch bedeutende Kenntnisse in der deutschen Literatur, wie dies bei einem so ausgezeichneten Bibliographen kaum fehlen kann. Zudem ist Herr Reisenberg in seiner Stellung als Bibliothekar der königlichen Bibliothek in Brüssel, als Mitglied der hiesigen Akademie und als Correspondent vieler deutschen gelehrten Gesellschaften, in stetem und ununterbrochenem Verkehr mit den vorzüglichsten deutschen Gelehrten; seine persönliche Liebenswürdigkeit macht ihn zum gefälligsten Cicerone für die deutschen Schriftsteller, die Belgien bereisen. Wie sollte es dem Manne an Kenntniß Deutschlands fehlen? Und welche große Vortheile stehen ihm bei seinen häufigen Ausflügen nach Deutschland zu Gebote, ihm, der fast in jedem deutschen Städtchen irgend einen befreundeten Literaten, irgend einen Bruder in Apoll oder in diesem oder jenem gelehrten Verein zählt? Diese neuen Reiseerinnerungen sind vollgestopft mit interessanten Notizen über die deutschen Universitäten, Künstler und Kunstwerke, historische Beziehungen zu Belgien, Bibliotheken, Straßen, Häuser, Personen aller Stände &c. Oft ist es freilich zu wünschen, der Verfasser hätte weniger Notizen und gründlichere Erörterungen gegeben; der elegante Witz und der würzige Styl des Herrn von Reisenberg verleiten ihn oft, mit leichteren Füßen über einen Gegenstand hinwegzuspringen, als es einem Manne von seiner Stellung erlaubt ist. Wir wünschten, unsere deutschen Gelehrten nähmen sich an der Eleganz der Reisenberg'schen Darstellung ein Beispiel und übertrießen ihm dafür etwas von ihrer schwerfälligen Gründlichkeit und unverwüßlichen Pedanterie. Auf diese Weise würden sich die Herren ergänzen und sie und das Publikum würde dabei gewinnen. Vielleicht theile ich später einige Auszüge aus diesem interessanten Buche mit. Dann werde ich es für meine Pflicht halten, die mannigfachen kleinen Irrthümer zu berichtigen, die sich der Verfasser zu Schulden kommen ließ; Irrthümer, die glücklicher Weise nur Nebendinge betreffen und die Harmonie des Ganzen nicht stören. Einer Anekdote jedoch, die Herr von Reisenberg von dem verstorbenen Ernst Münch erzählt, muß ich sogleich widersprechen, theils weil ich den Verstorbenen persönlich kannte und diesen Liebesdienst seinem Andenken zollen muß, theils weil der gerechten Anklagen genug ihm in's Grab gefolgt sind, als daß noch neue, un-

*) 1 vol. gr. 8. Bruxelles, Muquardt.

**) Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pèlerinage à Munich. 2 tom. Bruxelles et Leipzig. Muquardt. 1843.

gegründete hinzukommen sollten. Ernst Münch, der früher Professor an einer belgischen Universität (Lüttich) war, folgte beim Ausbruch der Revolution der Fahne der Drangisten und trug durch seine heftigen Correspondenz-Artikel in der Allgem. Zeitung in den Jahren 1830—33 viel dazu bei, daß man die belgische Revolution in dem ungünstigsten Lichte und die Führer derselben in den schwärzesten Farben sah. Es war in diesen Correspondenzen viel Uebertreibung und viel Verleumdung, und wir können es den Belgiern nicht verargen, wenn sie den Namen Ernst Münch's en horreur haben. Indessen muß man Verleumdungen nicht mit gleicher Waffe vergelten, besonders einem Todten gegenüber. „Ernst Münch — erzählt Herr von Reisenberg — ist vor Kurzem gestorben und sein Tod war von Umständen begleitet, die Stoff zum Nachdenken geben. Um seine Ausschweifungen (déréglements) zu entschuldigen, war er darauf gekommen, seiner Frau eine Falle zu stellen. Damit er weniger schuldig erscheine, war es nöthig, daß sie ganz und gar schuldig sei, und er hatte Alles angewendet, um einen Verführer für sie zu finden. Glücklicherweise über diesen Erfolg, reiste er nach seiner Geburtsstadt Rheinfels, um auf seinen Vorbeeren auszuruhen. Hier wurde er gefährlich krank. Nach dem Weispieler Aller, die ein böses Gewissen haben, überkam ihn die Furcht; Angst bemächtigte sich seiner; er weinte und überließ sich der Verzweiflung. Die Augen traten ihm aus dem Kopfe; ein abscheulicher Schaum bleichte seine Lippen. Man unterrichtete ihn von seinem Zustand und forderte ihn auf, seine Gedanken zu Gott zu wenden. Ich will nicht sterben — schrie er mit Heftigkeit — ich will nicht sterben. Und indem er diese Worte sagte, wandte er sich mit Anstrengung gegen die Mauer, ließ den Kopf auf die Brust fallen und war todt.“ Ich weiß nicht, wer in Freiburg Herrn von Reisenberg alle diese Details mittheilte, aber eins kann ich ihm versichern, die erste Hälfte ist durchaus falsch und man hat den Reisenden mißbraucht, indem man ihm dieses Märchen erzählte. Münch's Frau starb ein Jahr früher als er, und sie hatte weder etwas Verführerisches noch Verführbares. Sie war eine ältliche, kränkliche, pietistische, übrigens durchaus ehrenwerthe Frau, an deren Ruf die Klatschlustigen Stuttgarter auch nicht das Mindeste anzusetzen hatten und die vielmehr, der lebenslustigen Weise ihres Gatten gegenüber, etwas von einer Heiligen hatte. Was hat die arme Frau den bösen Zungen der Freiburger Professoren gethan — daß sie nach ihrem Tode solche Anekdoten aus Haß gegen ihren Mann erfinden? — —

Den Freunden altdeutscher Literatur bietet das Werk des Herrn von Reisenberg eine werthvolle Gabe. Es ist dies eine Sammlung von deutschen Lie-

besgedichten aus dem 16. Jahrhundert, die Herr von Reisenberg unter seinen Familienpapieren aufgefunden hat und die von einem seiner Vorfahren herrühren. Es ist manches hübsche und zart empfundene Lied darunter und es ist Schade, daß diese siebzig Seiten deutscher Poesie nicht in einer besondern Ausgabe erschienen sind. In einem französisch geschriebenen Werke entgehen sie der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums.

III.

A u s B e r l i n .

Vor dreißig Jahren war Spohr's Faust in Deutschland eine Neuigkeit. Man gab die Oper hier dreimal und ließ sie dann liegen. Sie ist nicht auf den Effect gearbeitet und die Elemente der Spohr'schen Oper mußte Weber gefälliger, populärer und auch dramatisch wirksamer zu gestalten. Die Wolfschlucht im Freischütz wäre nicht entstanden, ohne Vorgang der Hexenscene auf dem Blocksberg im Faust. Berlin, das sich mit dem Lärm der Spontinischen Oper füllte, hat Spohr's melodisches und träumerisches Werk, wie gesagt, dreißig Jahre liegen lassen. Meyerbeer hat es jetzt mit der ganzen Sorgfalt, die man dem Altmeister schuldig ist, wieder einstudirt, und Kellstab's interessanter Artikel in der Pops'schen Zeitung setzt die Verdienste des Tonstückes würdig auseinander. Dieser getreue musicalische Cicerone der Berliner muß ein so gutes Gedächtniß haben, wie sein dramatischer Colleague, der Theaterreferent in der Spener'schen Zeitung, Justizrath Schulz, gemeinhin Theater-Schulz genannt. Dieser hat die ganze Chronik der Berliner Theaterzettel im Kopfe. Kellstab seinerseits erinnerte diesmal wenigstens an die alte Decoration zum Faust, die in der Hexenscene den ganzen Brocken mit der nächsten Gebirgskette des Harzes zum Anschau brachte. Er fragte jetzt: wo ist sie hingekommen? Sie ist nur dreimal gebraucht!

Es charakterisirt Berlin, wenn Kellstab, das alte Stadtkind, mitten in der Feier, die er kritisch seinem Meister Spohr veranstaltet, sich nicht versagen kann, darauf hinzudeuten, daß ihm, dem alten Maestro echt deutscher Löhne, der Verdienstorden gebühre. „Er hat die begründetsten, die ältesten Ansprüche an die höchsten Ehren, welche lebenden Musikern irgend zu Theil werden möchten.“ Also Kellstab mit gesperrtem Druck. Daß Spohr neben jüngern Componisten, Meyerbeer und Mendelssohn, ja neben dem Virtuosen List, bei der Stiftung des Ordens übergangen werden konnte, war ein Fehl-

griff, ein Zeichen, daß die Ordensverleiher — in der Musik wenigstens — keinen guten Tact hatten. Daß aber die Redner des Volks, ich will sagen die Berliner Theater-Referenten, nach Jahr und Tag dies noch nicht verschmerzen können, ist ein wunderbares Charakterzeichen für Berlin. Wir hoffen zu Gott! daß Spohr nachträglich den Orden bekommt. Hat ihn doch Spontini bekommen, der Uebelthäter! Es wäre ja merkwürdig u. s. w. Volksstimme — Gottesstimme! Seien wir nur ruhig; wir setzen noch alle Forderungen des Zeitalters glorreich durch. Jeder Topf hat seinen Deckel; jede Frage bekommt ihre Antwort.

Warum Meyerbeer, Berlins General-Capellmeister, den Berlinern seinen „Propheten“ noch immer entzieht? — Ei, Propheten, sagt ein deutsches Sprüchwort, gelten ja Nichts im Vaterland! Meyerbeer verdankt den Pariser seinen europäischen Ruf; also will er wahrscheinlich seinen Propheten auch erst in Paris in guten Ruf bringen. In Berlin kann man nicht in guten Ruf kommen; da gilt es nur, den im Auslande erworbenen mit Geschick und Klugheit zu vertheidigen.

Eine andere alte Neuigkeit war uns die bereits achtzigjährige Schöne, Minna von Barnhelm. Neu einstudirt, wurde das militairische Drama vor ziemlich leerem Hause gegeben; das Logenpublikum fehlte gänzlich. Gespielt wurde nicht viel besser, als mittelmäßig. Die Schauspieler können ihre Kunst nicht wie eine alte, stereotype Wissenschaft weiter bebauen. An frischen, kräftigen Neuigkeiten aus der bewegten Welt von heute müssen sie ihr Feuer schüren. Man brachte uns in letzter Zeit einige Novitäten von Dr. Wollheim und der Birch-Pfeifer. Wo bleibt Laube's „Roccoco“? Mit Seydelmann kann doch das Stück nicht eingefarrt sein? Hat man für dessen Rolle keinen Vertreter im Personal, so stehen Grunert und Döring als Gastspieler zu erwarten. Letzterer spielte im Stück bereits in Stuttgart und Mannheim. Auch spielte Döring G. Kühne's „Kaiser Friedrich“ in Hannover, in Magdeburg. Warum gibt man dieses Stück hier nicht? Dies sind auch Fragen, worüber den furchtsamen (?) Berlinern vielleicht auch erst eine Justizbehörde Entscheidung geben muß. Ist „Roccoco“ unsittlich? Ist „Kaiser Friedrich in Prag“ politisch gefährlich? Ist Hannover mehr als Berlin ein Zufluchtsort deutscher Freiheit? Und hat Magdeburg, wo dieser gefährliche deutsche Kaiser in Scene ging, nicht auch eine gute Polizei?

Saphir hat Glück gemacht in Berlin. Ich freue mich, daß Berlin in gewisser Beziehung nie kleinlich ist. Es verzeiht jede Sottise, ist sie mit Geist vorgebracht. Saphir galt Vielen hier, seitdem er etwas eingewienert ist, für

antiberlinisch. Um so mehr strömten sie hin, die witzigen Berliner und ergötzten sich am Witz; auch wo er ihnen etwas altmodisch schien, lachten sie mit Eifer. Die beliebte Vorlesung „Ueber die Fragewörter des Lebens,“ die er zunächst in der Singakademie hielt, mußte er im Schauspielhause wiederholen. —

Schon wieder Fragen — Nichts als Fragen, Bittschriften — Nichts als Bittschriften! fängt Lessing ein Trauerspiel an.

Die „Allgemeine Preussische Zeitung“ — wie sich seit dem 1. Juli die ehemalige Staatszeitung nennt — hat die große Frage: Wohin gehen wir? nicht allein gestellt, sondern sogar zu beantworten gesucht. Geht es vorwärts, geht es zurück? that is the question. — Im Allgemeinen und weltgeschichtlich genommen, darf man wohl, sofern eine Weltregierung Gottes unbezweifelt bleibt, fest behaupten, die Menschheit gehe im Großen und Ganzen nie zurück; in ihrer Entwicklung pflegt sie drei Schritt vorwärts zu machen und dann fast regelmäßig zwei zurück, bleibt Rest ein Schritt vorwärts! Speciell aber fragt sich: gehört unsere Epoche zu den Momenten, wo die Geschichte jene drei oder diese zwei Schritte macht? — Ich habe nicht Lust, darüber Rede zu stehen. Wer sich aber bei der Allgemeinen Preussin Rath's erholen will, bekommt weniger als keine Antwort, nämlich eine confuse. Der Mann des leading article weiß nicht, wo wir stehen; wie soll er erläutern können: wohin wir gehen! Er sagt, Freiheit sei von je das Recht gewesen, daß sich jeder vindicire, für seine Person zu thun, was er wolle. Die antike Freiheit sei eben auch anfangs dies Recht gewesen, aber die schließliche Feststellung eines geordneten Staatslebens, zu der die Alten gekommen, habe ihren Begriff der individuellen Freiheit beseitigt. Ich weiß nicht, mir wird im Kopf so dumm — Mühlrad! Meint der „leitende“ Mann Griechenland, Athen, Sparta, oder meint er Rom? War die römische Imperatorenwirthschaft, diese Soldatendespote ohne Erbfolge, eine geordnete Staatsform? Und individuelles Recht sollte sie beseitigt haben? Das Privatrecht war im römischen Kaiserstaate neben der öffentlichen Sklaverei am Feinsten ausgebildet! — Der Verfasser des Artikels sagt, auch die deutsche mittelalterliche Freiheit habe es nicht zu einem Ganzen in der Nation gebracht, vielmehr sei aus dem Gang zum Individuellen die Zerstückelung der Herrschaft, die Zerfallenheit des deutschen Reichs in kleine Souveraine entstanden. Die romanische Freiheit mag der Verfasser auch nicht. Von der englischen spricht er gar nicht. Wohin gehen wir denn nun? — Noch immer dem Versuche entgegen, die absolute Monarchie bei aller möglichen Pflege der Intelligenz und Humanität in ihrer concentrirten Macht festzuhalten. Nicht? Der Verfasser will es nicht aus-

sprechen und führt uns also mit seinen Fragen ohne Antwort irre. Er versucht auch nicht einmal eine Erklärung des Begriffs Freiheit, wie er sie will. — Die Voss'sche Zeitung (vom 3. Juli) hält ihm ihre Ansicht von Freiheit entgegen. Nicht thun und lassen zu können, was man wolle, sei deutsche Freiheit, sondern: das Vernünftige thun zu können und vernünftige Gründe für das zu haben, was nicht gethan werden darf. — Die Voss'sche würde also auch mit Polonius zufrieden sein, wenn sie nur wenigstens Methode im Unsinn fände. Ja wohl! Sonst kommt es bei ihrer Definition auch noch darauf an, zu sagen, was das Vernünftige ist. — Das aber wissen die Götter, nämlich die Oberrn.

Man macht jetzt seit der Rückkehr der königlichen Familie häufige Partien auf der Eisenbahn nach Potsdam, Sanssouci, der Pfaueninsel. Die Wasser auf den Terrassen, die der alte Friedrich bauen ließ, sprangen neulich Abends bei Erleuchtung. Als besonders magisch darf die Wirkung der dritten Fontaine gerühmt werden. Diese ganz neue Fontaine sprudelt ihre Wassersäule in Form eines Champagnerglases und wird durch ein aus einem Blumenbouquet aufsteigendes Flambeau erleuchtet. Die Flamme, aus dem Kelche des Glases springend, erscheint dann wie in einem Flor von Wasserfchleiern, und Milliarden Funken von Lichtern und Tropfen glänzen wie Sterne, die sich durcheinander wirbeln.

Potsdam wird Ursache, daß unsere höchste Gesellschaft und die hohen Circel mit ihr sich im Sommer nicht so wie sonst zerstreuen und an das südliche Ausland hingeben. Wir concentriren uns also mehr. Die Sucht nach außen, nach fremden Bädern war zur Narrheit gestiegen. Hoffentlich wird aus dem Gegentheil keine nationale Sonderung. Herr von Raumer würde hier sagen: die Wahrheit liegt in der Mitte!

Charlotte von Hagn ist wieder zurückgekehrt, nachdem sie in Paris bei Frau von Girardin mit deutschen Gedichten französische Herzen erobert und in der Schweiz die Zürcher in Fesseln geschlagen. Die Schweizer sangen ihr wirklich zum Abschiede:

„Was Kön'ge selbst vergeblich mußten wagen,
Dir ward es leicht: in Fesseln uns zu schlagen!“

Die Schweizer thun jetzt also mit ihrer Freiheit sehr galant. In Paris soll Kuber Fein. Charlotte vergeblich gebeten haben, die Fenella in der Stummen zu geben. Aber sie lehnte das Anerbieten mit dem Berliner Wig ab, es gezieme einer deutschen Schauspielerin nicht, in Frankreich stumm aufzutreten. Sie wird nun wieder als Voltaire, als Mademoiselle de Belle-Isle, als Marquis de Betorrière und in ähnlichen pariser Fribolitäten die deutschen Herzen erobern. Das geziemt einer deutschen Schauspielerin wahrscheinlich weit mehr.